

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 8

52. Jahrgang

August 1998

*Was tust du, du Mensch mit Gottes Wort auf
den Lippen?*

Karl Barth

Redselige Kirche

„Logorrhöe“ diagnostiziert der um ein scharfes Urteil nicht verlegene Wiener Pastoraltheologe *Paul Michael Zulehner*: Kirchliche Funktionäre, Theologen, vor allem das liturgische Personal leiden an „Wort-Durchfall“; schlimmer noch, sie lassen andere darunter leiden. Zulehner bedauert dabei besonders die liturgisch „Mißhandelten“: Unschuldige, die geduldig eigentlich doch „nur“ einen Gottesdienst mitfeiern wollen, statt dessen jedoch zu willkommenen Opfern endloser Ein- und Ausführungen, Erklärungen, Belehrungen und Ermahnungen werden, auch schon mal den ein oder anderen Schwank aus dem Leben des Liturgen zu ertragen haben. Zulehners jüngst veröffentlichte kleine Streitschrift, ein Plädoyer für „kirchliche Wortkultur“, ist betitelt mit dem viel-sagenden Zitat aus Jesus Sirach „Wie Musik zur Trauer ist eine Rede zur falschen Zeit“ (22,6).

Versprachlichung des Unaussprechlichen

Vielleicht wird, wer jeden Sonntag mehrere Gottesdienste vor mehr oder minder motivierten, stummen „Gottesdienstbesuchern“ und in jedem Fall vielen leeren Kirchenbänken zu bestreiten hat, nur resigniert die Schulter zucken; besonders angesichts der ihm in puncto kirchlich-theologischer Sprachkultur von Zulehner anempfohlenen Vorbilder und Lehrerinnen. Wer wollte ernsthaft schon die eigenen dürren Worte an der Sprachgewalt einer Hilde Domin, Rose Ausländer oder Nelly Sachs messen? Können die der Redseligkeit Gescholtenen solche Polemik nicht einfach rasch beiseite wischen? Vordergründig ließe sich manches einwenden.

Schließlich ist die Diagnose selbst, auch die Verachtung der Vielredner in der Kirche nicht neu. Wohlfeil ist doch der Vorwurf an Kirche und Theologenzunft, sie redeten oftmals „ungedeckt, leichtfertig und damit nicht überzeugend“ daher; ihr Manko sei, sie wüßten, vor allem über Gott, einfach zuviel. Dieser Grundverdacht liegt schon vom Gegenstand jeder theologischen Rede her nahe. Die Aufgabe, das Unbegreifliche zu begreifen und das Unaussprechliche zur Sprache zu bringen, war und bleibt immer ein Wandeln auf schmalen Grat, zwischen Totschweigen und Totreden, Sprachskepsis und kontemplativer Emphase. Wortaskese, die vordringliche Selbstverpflichtung, zuallererst „Hörer des Wortes“ zu sein, die Metaphorik des Schweigens – all dies bildete daher immer eine tragende Säule im Traditionsgebäude christlicher Theologie. Die Theologiegeschichte kennt beides: den Drang zum „Zuviel-Wissen-Wollen“ und die Versuchung zu „ungedeckter, leichtfertiger“ Rede, aber auch die negative Theologie. Immer wieder geriet der unaussprechliche, sich entziehende Gegenstand als kritischer Maßstab kirchlich-theologischer Wortkultur in den Hintergrund. Zweifellos war und ist die Theologie in ihrem Sprachverhalten auch von der sie umgebenden wissenschaftlichen Gemeinschaft geprägt, heute wohl vom Zwang zur diskursiven Dauerreflexion.

Das gescholtene kirchliche Personal könnte auch schnellen Trost suchen. Schließlich leidet die Kirche in ihrem euphemistisch als „Informations- und Kommunikationsgesellschaft“ apostrophierten Umfeld keineswegs allein an Wort-Durchfall. Unbarmherzig infiziert die Mediengesellschaft, die Omnipräsenz von Kamera und Mikrofon, gleicher-

maßen Politiker und Fußballtrainer, Wissenschaftler und eigentlich völlig unauffällige Privatleute mit diesem gefährlichen Erreger. Eine Medienöffentlichkeit diktiert allen gleichermaßen ihre Regeln: Alle haben jederzeit und vor allen über alles zu reden. Schon der flüchtige Blick auf die lange Liste der mit diesem Diktat einhergehenden Verlustmeldungen muß gerade auch für die kirchliche Wortkultur pessimistisch stimmen: Wo ist noch Platz für die knappe Andeutung, gar das bedeutungsvolle Schweigen? Wo gibt es noch Orte des Schweigen-Lernens, wo kommt die wortlose Geste noch zu ihrem Recht? Sprachphilosophen und Kommunikationswissenschaftler diagnostizieren schnörkellos: Wortentwertung durch Wortinflation.

Allgemeines Unbehagen über kirchliche Redseligkeit

Mit solchen sicherlich ebensowenig falschen wie allgemeinen Argumenten ist aber die ja keineswegs nur von Zulehner geführte Klage über den kirchlichen Wort-Durchfall kaum entkräftet, Therapie erst recht nicht in Sicht. Und das Verdikt kirchlicher Weitschweifigkeit richtet sich ja nicht nur gegen Theologie und Liturgie. Häufig mündet diese Kritik in einen Rundumschlag: In der Kirche überhaupt werde einfach unangemessen viel geredet, damit auch gedruckt und veröffentlicht. Im Schußfeld steht beispielsweise auch die Flut kirchlicher Verlautbarungen, ein nicht enden wollender Strom kirchlicher Wortmeldungen und Stellungnahmen von oft nahezu unsittlicher Länge. Die gelegentlich mitgelieferte Erklärung und Ursachenanalyse verschärft den Vorwurf: In dem Maße wie die Kirche in ihrem Umfeld an Bedeutung, wie sie Mitglieder und Anhänger verliert, müsse ein nie abreißender Redeschwall Lebendigkeit und Relevanz vortäuschen.

Selbstverständlich bündeln sich in diesem generellen Unbehagen zahlreiche, auch in sich sehr unterschiedliche Problem- und Konfliktlinien. Auch wird solche Kritik mit sehr unterschiedlichen Interessen vor disparatem Hintergrund vorgetragen. Um im Bild zu bleiben, für den kirchlichen Wort-Durchfall sind mehrere Erreger verantwortlich; mal scheint er eher infektiöse, mal eher psychosomatische Ursachen zu haben.

So etwa kann ohne Auswirkungen auf das kirchliche Sprachverhalten nicht bleiben, was Theologen, gestützt auf den Befund von Religionssoziologie und Demoskopie, als Krise des religiösen Sprechens bezeichnen: eine weit bis in engste kirchliche Kreise hineinreichende Befangenheit, über Glaubensdinge zu kommunizieren. Den regen Austausch über fernöstlich angehauchte Flüchtigkeitsbekanntschaften im Esoterikladen einmal ausgenommen – nichts scheint in der Alltagskommunikation weniger selbstverständlich als der öffentliche Austausch über weltanschauliche Überzeugungen, religiöse Bindungen, Glaubensfragen. Einen Widerspruch zur gleichzeitig konstatierten kirchlichen Redseligkeit mag

hier nur erkennen, wer persönlich noch nicht erfahren hat, wiewohl Verlegenheit, Unsicherheit vor allem über die Kommunikationsbereitschaft und Disposition des Gegenübers ganze Wortkaskaden auslösen kann – auch das sprichwörtliche „Sich-um-Kopf-und-Kragen-reden“.

Das kirchliche Personal gleich auf welcher Ebene, in der Schule ebenso wie in der Gemeinde oder auch in öffentlichen Stellungnahmen, hat aber eben diese Schwelle immer wieder zu überwinden; stetig unter dem Druck, werbend, erklärend und auch mit einem gewissen Zwang zur Rechtfertigung viel, sehr viel reden zu müssen. Oder aber es besteht Gefahr, vordergründig auf der Ebene etwa allgemeiner ethischer Aussagen zu bleiben oder nur am Institutionellen zu haften, ohne Transparenz auf die eigene Überzeugung, ohne Zeugnis zu geben, von der Hoffnung, die trägt.

Der Zwang zu erklärender, erläuternder Übersetzung in einer immer weniger christentümlich, erst recht auch von kirchlichem Brauchtum kaum mehr geprägten Alltagskultur tut ein übriges. Und dies betrifft keineswegs nur liturgische Texte, traditionelle Gebetsformulare und Lieder; an ihnen zeigt sich es nur besonders eklatant: Das kirchliche Vokabular ist der Alltagskommunikation mit ihren reichlichen Technizismen beispielsweise, ihren Anglizismen, den Neologismen einer durch MTV und VIVA geprägten Jugendsprache etwa oder der ebenso omnipräsenten wie höchst kreativen Werbesprache ein völliger Fremdkörper. Kirchensprache und Alltagssprache sind einander in einem Maße fremd geworden wie es noch wenige Generationen zuvor nicht vorstellbar war. Unabhängig von tiefergehenden, inhaltlichen Bedenken und Vorbehalten – gutgemeinte Versuche der Verheutigung des Vokabulars gleichen einem immerwährenden, höchst wortproduktiven Hase-und-Igel-Spiel.

Wortproduktiv wirkt sich zwangsläufig aber auch die vielfach beschriebene kirchliche *Tradierungskrise* aus, und zwar in doppelter Hinsicht: Auch bei an den kirchlichen „inner circle“ adressierten Wortmeldungen nimmt der Erklärungsdruck zwangsläufig zu. Wo zu Recht immer weniger an schlichtem Glaubenswissen vorausgesetzt werden kann, auch Restbestände jüdisch-christlichen Traditionsgutes in der Allgemeinbildung und Alltagskultur im Schwinden begriffen sind, wächst offenkundig auch der Druck, für alles und jedes bei „Adam und Eva“ beginnen zu müssen.

Vor dem Hintergrund dieses mühevollen Reagierens und der dennoch fortbestehenden fundamentalen Unsicherheit über die tatsächliche Lage des Glaubens lassen sich sicherlich ebenso manche Weitschweifigkeit, auch viel zu lange Stellungnahmen und Erklärungen verstehen: aus dem Wunsch, in unsicherer Zeit das Bestehende festzuschreiben und zu sichern, Hörende und Lesende in ihrem Verstehen auf gesicherten, reich markierten, engen Pfaden zu lenken, allzu freien Interpretationen im Vorfeld schon entgegenzutreten. Zwangsläufig erfordert dies einen erheblichen Wortaufwand, erklärt stilistisch nicht zuletzt vielleicht auch die vielen Zitate und Verweise besonders in einigen römischen Verlautbarungen der letzten Jahre. Ihr Umfang – läßt sich

beispielsweise die Bedeutung des Sonntags wirklich nur auf 100 Seiten erklären? – wächst damit unweigerlich in den Bereich des nicht mehr Konsumierbaren.

Letztlich scheint sich kirchliche Redseligkeit so zu einem Gutteil zumindest aus dem tief erschütterten Vertrauen in die Wirkmächtigkeit und Plausibilität, in die Attraktivität und Eigendynamik der eigenen Botschaft, der tradierten Worte, Wortsymbole und großen Erzählungen zu erklären. Liegt hier nicht auch die Ursache der vielfach beklagten Dominanz des Disziplinären und Doktrinären in kirchlichen Verlautbarungen?

In der Diagnose „liturgischer Wort-Durchfall“ aber scheinen all dies Sprachprobleme und -verlegenheiten zu kulminieren. Dies gilt zu allererst für die Tradierungskrise, den Ausfall früherer religiöser Sozialisationsinstanzen und den eklatanten Schwund an Glaubenswissen. Was darf der Liturgen bei den den Gottesdienst Mitfeiernden noch voraussetzen? Unversehens wächst sich die begrüßenswerte Sensibilität für die Disposition der Gottesdienstbesucher oft zu ganzen katechetischen Einheiten während des Gottesdienstes aus.

Erklärungsbedarf bei schwindendem Glaubenswissen

Gerade wenn der Gottesdienst für immer mehr Christen zum letzten und einzigen Berührungspunkt mit Kirche, mit dem Glauben, mit ihrem Glauben wird, lastet auf ihm ein enormer, wie auch immer gerechtfertigter Druck: Die Liturgie muß nun auch ihre strenggenommen wesensfremde Funktion abdecken: von thematischer Katechese bis zur moralisch-ethischen Unterweisung. Der Gottesdienst aber erhält so zu einem Teil zumindest eine vielfach beklagte Wortlastigkeit – zu Lasten der Phasen von Stille, Ruhe, und persönlicher Besinnung, auch zu Lasten der Entfaltung- und Wirkungsräume von Riten, Symbolhandlungen. Manch einem – und keineswegs beschränkt auf den Kreis von Lebend-Sympathisanten – wird diese Entwicklung, besonders die Pädagogisierung des Gottesdienstes zum Skandal: Der oft üppige katechetische und moralisch-ethische Begleittext fügt sich dann nahtlos in das Bild einer insgesamt subjektivistisch verzerrten, banalisierten Liturgie, undurchlässig für das Numinose, unempfindlich für die ästhetische Dimension.

Besondere Brisanz und Schärfe aber erhält das weitverbreitete Unbehagen an dieser letztlich für alle Beteiligten unbefriedigenden Situation in Verbindung mit einer grundlegenden Kritik – Stichwort „Verbalismus“ – an der Liturgiereform des Zweiten Vatikanums, zumindest an deren Durchsetzung oder partiellen Fehlentwicklungen. Befördert die volkssprachliche Liturgie nicht nur die Wortinflation, sondern auch die Umfunktionierung des Gottesdienstes zu einer pädagogischen Veranstaltung, die Übermacht des lehrenden und belehrenden Wortes, die Abwertung von Ritus, Symbol und Bild, das Entstehen von Hektik und Unruhe?

In dem Drang zur Erklärung, zu metaliturgischen Kommentaren und Hinführungen äußert sich aber ebenso auch tiefreichende Unsicherheit, fehlendes Vertrauen in die Wirkmächtigkeit, Entfaltungskraft und Plausibilität des liturgischen Vollzugs selbst. Wird ihnen landläufig mittlerweile gar zu wenig zugetraut? Zunächst darf die Kritik an Wortinflation und liturgischer Logorrhöe dabei jedoch nicht vorschnell von zwei Liturgen und der Kirche insgesamt gestellten Aufgaben dispensieren: zum einen liturgische Texte, Symbole und Riten wieder und wieder auf ihre Aussagekraft, Verständlichkeit, ihre Transparenz zu überprüfen; zum anderen auch nach den Bedürfnissen, aber auch den Kompetenzen und Fähigkeiten der am Gottesdienst Teilnehmenden zu fragen.

Wenn *Romano Guardini* die Frage nach der Liturgiefähigkeit des heutigen Menschen zu einem Ausgangspunkt der Liturgischen Bewegung wählte, muß heute stärker noch zum einen nach seiner Riten- und Symbolfähigkeit gefragt werden. Selbstverständlich aber gilt es ebenso, sein Bedürfnis nach Stille und Besinnung, nach Erfahrungsräumen auszuloten, in der er in der Tiefendimension seiner Persönlichkeit ansprechbar ist.

Keinesfalls zeigt sich nur im Kontext Liturgie: Der Wort-Durchfall ist ein Krisensymptom, zuallererst Ausdruck einer sich ihrer eigenen Sprache, Texte und Erzählungen unsicher gewordenen Kirche. Ist er aber therapierbar? Vordergründig hängt die kirchliche Wort- und Sprachkultur zunächst einmal, ganz pragmatisch, auch von einer gewissen Disziplin, der Bereitschaft zu Selbstreflexion und -kritik ab. Sprachliche Sorgfalt aber schließt auch die Sensibilität für die Rede zur falschen Zeit ein, das Gespür für die passende Rede am richtigen Ort, ein kritisches Ohr gegenüber Redundanz, auch gegenüber der Versuchung zu eitler Schulmeisterei im Gottesdienst. Und wo die Falle der Redseligkeit erkannt ist, können nicht zuletzt die Ausbilder und Mentoren der kirchlichen Mitarbeiter einen Damm gegen die Wortflut errichten. Skepsis gegenüber ungedeckter, leichtfertiger und damit nicht überzeugender theologischer Rede aber muß ein explizites Ziel aller einschlägigen Studien sein.

Weitaus schwieriger einzuschätzen ist sicherlich, wo des Guten zuviel an Erklärung, an Übersetzungsarbeit geleistet wird, wo Text und Wort, Ritus und Symbol einer ihnen wesen-eigenen, positiven Fremdheit beraubt, unnötig harmonisiert und damit banalisiert werden. Und so wichtig und lobenswert die fast schon zum stehenden Ausdruck gewordene Sorge um die Überforderung ist, um die Überforderung der sogenannten einfachen Gläubigen, der der „normalen“ Gottesdienstbesucher, der der Eltern von Kommunionkindern und der zur Trauung gekommenen Paare – wird in dieser Sorge nicht auch manchmal zu viel getan? Zum einen schreckt auch Unterforderung ab. Vor allem aber hilft meist auch ein noch so gutgemeinter Wortschwall und Wust von Ein-, Hin- und Ausführungen nicht, wo nicht mehr der Austausch über Überzeugungen oder zumindest die Sehnsucht nach solchen gelingt, wo nicht der Glaube das Verstehen sucht.

Alexander Foitzik